

Hier scheint eine grundsätzliche Fehlentwicklung vorzuliegen, die sich in dem erwähnten reformistischen Introversionstrend, in der Konzentration auf das Strukturproblem und auf das strukturelle politische Engagement der Kirche in vergleichbarer Weise abzeichnet: die mangelnde Unterscheidung von institutioneller und gelebter Religiosität. Diese Fehleinschätzung ist, bei aller Äußerlichkeit der Analogie, dem fundamentalen Mißverständnis der sowjetischen Religionskritik, wie es auf S. 66 dieses Heftes angedeutet wird, nicht unähnlich. — Eine weitere grundsätzliche Fehlentwicklung scheint in unterschiedlicher Form besonders den politisch-theologischen Strömungen, vor allem den christlichen Revolutionstheoretikern anzuhaften; ein Hang zum *unkritischen* Umgang mit der Bibel, die nicht nur das Ganze biblischer Offenbarung auf einen Aspekt (auf die Freiheitstheologie, auf das politisch-gesellschaftliche Heil) hin verkürzt, sondern im argumentativen Gebrauch der Bibel hinter dem Stand kritisch-historischer Exegese — die man doch für die eigene Reformtheologie beansprucht — zurückbleibt. Der Trend zur Bibel kehrt hier wieder in Gestalt eines politisch-messianistischen Biblizismus, der mit biblischem Ethos nur noch bedingt zu tun hat.

Glaube als Weltkritik

Bei aller Notwendigkeit der Strukturdebatten für die kirchliche Erneuerung und bei aller Dringlichkeit der Betonung der im Ursinn des Wortes „politischen“ Potenz des Evangeliums (vgl. *J. B. Metz*, *Zur Theologie der Welt*, S. 99 ff.) scheint die Zeit gekommen, nicht nur diese Trends vom Kern der Offenbarung her kritisch unter die Lupe zu nehmen, sondern das Verhältnis von Glaube und Welt nicht nur von der Welt, sondern auch vom Glauben her neu zu durchdenken. Denn Glaube wird nicht nur durch Einwurzelung in der Welt lebendig, so unfragbar notwendig solche Einwurzelung ist, sondern indem er gleichzeitig sich der Aufgabe unterzieht, die Welt un-

zweideutig unter die „Kritik“ des Glaubens zu stellen. Das *Heil* des Menschen wird zwar innerweltlich gewirkt, aber nur von Gott her *erfüllt*. Er ist es, der das „Neue“ schafft. Christsein ist Hinleben auf dieses Neue unter den Forderungen der Nachfolge Jesu. Es bedarf dazu der existentiellen Verdeutlichung der Grundgestalt des Glaubens, wie sie etwa in den vorläufigen Bemühungen um eine sogenannte „Kurzformel“ (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 33 ff.) angestrebt wird. Aber auf eine solche Verdeutlichung, die wiederum nicht alleinige Aufgabe der Theologie sein kann, muß die ganze Kirche in Liturgie, Verkündigung und Sozialkritik hinzielen. Inhaltlich müßte die Hauptaufgabe wohl darin liegen, die gewandelte personale Struktur und soziale Gestalt des Glaubens einer auch ethisch autonom gewordenen Geschichtswelt zu verdeutlichen. Dabei darf Religion nicht an die Stelle der Ethik treten, sondern muß diese (geschichtlich geprägte) Ethik nochmals von der Verwiesenheit des Menschen an die letzte absolute Unverfügbarkeit seiner Existenz her verifizieren. *T. Rendtorff* hat in der Auseinandersetzung mit der Theologie der Revolution sehr prägnant auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht (*Tödt/Rendtorff*, *Theologie der Revolution. Analysen und Materialien*, Edition Suhrkamp 258, bes. S. 71 ff.). Das wäre keine Einvernahme des Ethischen durch das Religiöse mehr. Denn ersteres wird erst durch letzteres freigesetzt. Je mehr aber gerade durch diese Freisetzung einerseits und seine radikale Konfrontierung mit der Gottesfrage andererseits kirchlicher Glaube an den Existenzgrund des Menschen heranführt, um so eindeutiger überwindet er den gegenwärtig unterschwellig wirksamen Gegensatz von Theologie und Anthropologie (mit der ständigen Gefahr der Anthropologisierung Gottes). Um so eher wird auch die Kirchenfrage selbst (nicht nur der Streit um die Strukturen) in ihrer vergleichswisen Vorläufigkeit sichtbar. Erst von da ab wird kirchliches Handeln auch in der institutionellen Praxis (und ihrer Reform) für den Dienst am Glauben frei.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Zeitprobleme in den Ansprachen des Papstes zur Jahreswende

Die von Papst Paul VI. in seinen Ansprachen um die Jahreswende gesetzten Schwerpunkte waren: Grundstimmungen in der gegenwärtigen kirchlichen Entwicklung; Kirche und Arbeiterschaft; innerkirchliche Probleme; die Krisenherde des Weltgeschehens; der Friede als Sehnsucht der Völker. In seiner Weihnachtsbotschaft vom 20. Dezember 1968 („*Osservatore Romano*“, 22. 12. 68) sprach der Papst von den Grundstimmungen, die die gegenwärtige gesellschaftliche und kirchliche Entwicklung kennzeichnen. In ihr sah der Papst alles, was heute in Bewegung gerät und sich ändert, als Ausdruck einer Hoffnung auf eine fundamentale Umgestaltung der Welt. Diese Hoff-

nung sei durch zwei Faktoren bedingt: durch die „wissenschaftliche Erforschung und technische Beherrschung der Natur“ sowie durch das Bewußtwerden der unmenschlichen Lebensbedingungen des größeren Teils der Menschheit. Diese durch die technische Entwicklung gegebene Hoffnung, die materielle Not der Menschheit zu lindern, stecke jedoch in einer „überaus schweren Krise“: Verwerfen der Erfahrungen und Institutionen der älteren Generation, nur „weil sie von der Vergangenheit übernommen sind“, Abkehr von den „festen Werten des Glaubens, der Kultur, der Institutionen“, Wohlstand als „Quelle neuer Bedürfnisse“ und oft „des schwersten Unglücks“,

die „schrecklichen Gefahren des Fortschritts“ für die ganze Menschheit auf manchen Gebieten, die „tödbringenden Kräfte“ der Atomwaffen, die „unberechenbar zerstörende Macht des Menschen unserer Tage“, der „wirtschaftliche und soziale“ Fortschritt als Gefahr zu einem „Gefängnis des Menschen“ zu werden, das ihn „seiner Persönlichkeit beraubt“, der „materielle Reichtum“ der Gesellschaft und ihre Armut an „höheren Idealen, welche dem Leben Sinn und Wert“ geben, ihre „Taubheit“ gegenüber den „Armen von nah und fern“. Der Papst vermißt weiter die „Unterrichtung über die absoluten Prinzipien, an dessen Stelle systematisch der „Zweifel und der

Agnostizismus“ verbreitet würden, er beklagt den Protest als „Mode mit der Gefahr der Auflehnung“, der „Gewalttätigkeit“, der „Anarchie“, den „Verlust historischer, kultureller und moralischer Werte“; die Schwäche vieler Männer in „verantwortlichen Stellungen im öffentlichen Leben“, ein mit großen Opfern errungenes Kulturerbe zu verteidigen, das Versagen des heutigen Menschen, seine „übermächtige Sinnlichkeit“, seine „Heuchelei auf sittlichem Gebiet“, seine „Neigung zum Verbrechen“, seine „Grausamkeit“, seine „in sich haltlose Persönlichkeit“. Diese „Krise der Hoffnung“, so fuhr der Papst fort, lasse die Hoffnung in Angst umschlagen. Doch: die „in sich hoffnungslose Situation des menschlichen Lebens“ müsse zur Anerkennung unserer tiefen Erlösungsbedürftigkeit führen: „Wir brauchen einen Heiland, einen Messias.“ Christus, die Ankündigung unseres Heiles, ist „unsere Hoffnung“. Christi Wort zeige uns „im Leiden den Bruder“, gebe uns „Freiheit und Würde“, mache uns „fähig zum Glauben, zur Gerechtigkeit, zum Frieden“. „Das ist die Menschwerdung, welche die Menschheit erfaßt“, sie „erschüttert“ und „erneuert“.

Zwei getrennte Welten

Das Verhältnis der Kirche zur Arbeiterschaft bildete das naheliegende Thema der Ansprache des Papstes an die rund 15 000 anwesenden Arbeiter des Walzwerkes der Stahlhütte „Italsider“ in Tarent in der Weihnachtsnacht. Der Papst räumte ein, daß die Welt der Arbeiter und die der Männer der Kirche zwei verschiedene, ja „getrennte“ Welten seien. Um ihnen zu sagen, daß diese Trennung zwischen der Welt der Arbeit und der der Religion nicht bestehen dürfe, dazu sei er nach Tarent gekommen; aber auch dazu, um durch „seine Anwesenheit zu beweisen“, daß Christus „rettend und tröstend in der wunderbaren, aber glaubensleeren und gnadenleeren Welt der modernen Arbeit gegenwärtig“ sei. Diese Kluft zwischen Kirche und Arbeit habe aber heute keine „Existenzberechtigung“ mehr. Die Kirche verstehe die Arbeiter und ihr Streben nach Gerechtigkeit und verteidige und fördere es, soweit es in ihrer Macht liege. Nicht billige sie jedoch die in „Haß“ und „Gewalttätigkeit“ ausbrechenden „Klassenleidenschaften“, wenn sie

auch deren berechnete Forderungen anerkenne. Der Arbeiter bedürfe aber auch — über die wirtschaftliche Gerechtigkeit und den materiellen Wohlstand hinaus — der zivilen und sozialen Gerechtigkeit. Vor allem suche die Kirche auch die „geistigen Rechte“ der Arbeiter und ihre „Rechte als Kinder Gottes“ zu fördern.

Weiter ging der Papst auf das Verhältnis von Mensch, Arbeit und Materie ein. Die vom Menschen für menschliche Zwecke zubereitete Materie entberge in ihrem Umformungsprozeß „einige ihrer Geheimnisse“, da sie nach Gesetzen geformt werde, welche Gedanken Gottes, letztlich Gott selbst offenbar machen. Eins dürfe jedoch dabei nicht vergessen werden, der Mensch sei mehr als eine „Maschine“, mehr als „ein bloßes Werkzeug“, das seine Arbeitskraft „gegen ein Stück Brot“ verkaufe. „Wo ist die Gefahr der Entmenschlichung größer als in der modernen Industrielwelt?“, so fragte der Papst. Deshalb wolle er gerade von hier aus einer „Menschheit, die dürstet, die sich abmüht, die forscht, die leidet, die weint und hofft“, die „selige Botschaft des Weihnachtsfestes“ verkünden.

Zu innerkirchlichen Problemen nahm der Papst in seiner Ansprache an das Kardinalskollegium und die Römische Prälatur am 23. Dezember 1968 („Osservatore Romano“, 23./24. 12. 68) Stellung. Zur kirchlichen Gesamtsituation im vergangenen Jahr erklärte er, das „Maß an Gutem und an Hoffnung sei viel größer als das, was man als negativ ansehen könne“. Diese Zuversicht sei begründet im „Bewußtsein, ja in der Erfahrung der entschlossenen, bewußten und unverrückbaren Treue des gesamten Episkopats zur Kirche“ und zum „Stellvertreter Christi“ wie in der Treue der überwiegenden Mehrheit der Priester. Zur „sog. Glaubenskrise“ und „Krise der Disziplin“ sagte der Papst, er sei „offen für ein echtes Verstehen des Unbehagens“, der „Ungeduld, welche manchmal Aspekte der Revolte und des Mißtrauens“ annehmen. Jedoch müsse er wachsam sein, „das heilige Erbe der Wahrheit und die Normen für das der Kirche von ihrem Gründer anvertraute Leben zu wahren“. Leider scheinen auch „Priester und Ordensleute“ die „klaren Konturen oder die Sicherheit der Wahrheit“ in fundamentalen Fragen des Glaubens und der kirchlichen Disziplin

verloren zu haben, die ja nichts anderes sei als die freie, willentliche und verpflichtende Annahme der vertrauenden und von Achtung getragenen Beziehungen zwischen der aus göttlichem Auftrag abgeleiteten Autorität und dem Gehorsam. In diesem Zusammenhang erwähnte der Papst sein Glaubensbekenntnis vom 28. Juni 1968 (vgl. Herder-Korrespondenz 22. Jhg., S. 368) wie die inner- und außerkirchliche Reaktion auf „Humanae vitae“. Auf letztere wolle er zu gegebener Zeit antworten, vor allem hinsichtlich der pastoralen Schwierigkeiten. Zur „Verbesserung der Beziehungen“ zwischen dem Apostolischen Stuhl und den nationalen Bischofskonferenzen kündigte der Papst für den 11. Oktober 1969 die Einberufung einer außerordentlichen Bischofssynode in Rom an. In seinem Rückblick auf seine Reise zum Eucharistischen Weltkongreß in Bogotä (vgl. Herder-Korrespondenz 22. Jhg., S. 489 ff.) bekräftigte er nochmals die Notwendigkeit einer friedlichen Umgestaltung der wirtschaftlichen und sozialen Lage Südamerikas.

Die Pflicht zum Frieden

In drei Ansprachen widmete sich der Papst der Friedensfrage: in seiner Botschaft zum Tag des Friedens am 1. Januar mit Datum vom 8. Dezember 1968 („Osservatore Romano“, 19. 12. 68), in seiner Ansprache an das Kardinalskollegium (a. a. O.) sowie in seiner Predigt während des Gottesdienstes am 1. Januar 1969 („Osservatore Romano“, 2./3. 1. 69). Gemäß dem sich vertiefenden Selbstverständnis der Kirche sehe diese ihre Sendung in der Welt immer deutlicher als eine „Sendung des Friedens“ („Osservatore Romano“, 23./24. 12. 68). Diesen Gedanken der „Pflicht“ zum Frieden arbeitete der Papst vor allem in seiner Botschaft zum Tag des Friedens heraus. Der Friede als eines der „höchsten Güter des menschlichen Lebens“ sei notwendig, um das „Erreichte festzuhalten und Neues zu erreichen“. Ohne Friede kein „Austausch der Gedanken“, keine „kulturelle, wirtschaftliche und künstlerische Entwicklung“. Friede sei „Sicherheit“, „dynamische Ordnung“. Ohne Friede kein „Vertrauen“, ohne Vertrauen kein „Fortschritt“. „Recht“, „Gerechtigkeit“ und „Freiheit“ können nur in einer Atmosphäre des Friedens gedeihen. Diese Pflicht zum

Frieden sei heute besonders schwerwiegend, da „Gewalt“ und „Blutvergießen“ die gegenseitigen Beziehungen der Menschen bestimmen. Der Papst wandte sich in diesem Zusammenhang gegen „undurchsichtige und fragwürdige neue Strömungen“, welche die „Erlaubtheit und Notwendigkeit der Gewaltanwendung“, einen „radikalen und anarchistischen Kampf“ vertreten.

Diese Pflicht zum Frieden betreffe alle Menschen, insbesondere jene, welche für das Schicksal der Völker Verantwortung tragen. Daher habe er im Jahr der Menschenrechte dem kommenden Weltfriedenstag das Thema „Die Forderungen der Menschenrechte, ein Weg zum Frieden“ gegeben. Denn Friede und Recht bedingen sich gegenseitig, der Friede fördere das Recht, das Recht den Frieden. Darüber hinaus betreffe diese Pflicht aber besonders die Bischöfe und Gläubigen der Kirche, für die der irdische Friede ein „Abglanz“ des „ewigen Friedens“, ein „Geschenk Gottes“ sei.

Betonte der Papst in seiner Friedensbotschaft die Pflicht zum Frieden, so sprach er zum Weltfriedenstag über die rechte Auffassung des Friedens, seine universale Bedeutung und seine Voraussetzungen („Osservatore Romano“, 2./3. 1. 69). In der augustinischen Definition des Friedens als „tranquillitas ordinis“ sei „Ruhe“ nicht als statische Untätigkeit zu verstehen, worauf das Wort des Iesaias hindeute (31, 12) „opus iustitiae pax“. Die „Idee, ja die Wirklichkeit des Friedens“ sei vielmehr „dynamisch“. Dies liege daran, daß die heutigen Formen des Friedens, „Unsicherheit des Waffenstillstandes“, „Gleichgewicht der Kräfte“, „Abschreckungsmaßnahmen“ und „Blockbildung“ noch unvollkommen seien und überwunden werden müßten durch internationale und supranationale Institutionen, welche Auseinandersetzungen vorbeugen oder schlichten. Hier zeige sich die universale Bedeutung des Friedens für das geordnete Zusammenleben der Staaten. Dieser stets anzustrebende Friede sei die „Frucht der sittlichen Umwandlung der Menschheit“. Er gehe nie aus „Unterdrückung“, „Furcht“ oder „ungerechten Rechtsordnungen“ hervor, sondern allein aus der ungeschmälernten Anerkennung der Menschenrechte.

Zu den Krisenherden des Weltgeschehens in Vietnam, im Nahen Osten und in Nigeria äußerte sich

der Papst in seiner Ansprache an das Kardinalskollegium (a. a. O.). Er begrüßte das Bemühen aller Beteiligten, den Vietnamkrieg zu beenden und sprach sich für einen möglichst raschen Beginn echter Friedensgespräche aus. Hinsichtlich des Nahostproblems erinnerte der Papst auch die nur „indirekt damit Befassten“ an ihre „große Verantwortung“, nicht ihren machtpolitischen Interessen nachzugeben, sowie an seinen Vorschlag einer international garantierten Regelung der Jerusalemfrage und der Heiligen Stätten. Er würdigte auch die Friedensbemühungen in Nigeria, vor allem des Kaiser von Äthiopien, Haile Selassie, und wies darauf hin, daß er — unparteiisch — immer über dem Konflikt gestanden habe und weiter stehen wolle.

Die Krisenherde der Welt (außer den bereits genannten Südamerika, ČSSR und Nordirland) streifte der Papst auch in seiner Ansprache an das Diplomatische Korps vom 11. Januar 1969 („Osservatore Ro-

mano“, 12. 1. 69). Das gemeinsame, wenn auch auf verschiedenen Ebenen zu verwirklichende Ziel seines wie ihres Bemühens sei das Wohl jedes einzelnen Volkes wie das Gemeinwohl der Menschheit. Dabei bestünde die Hilfe der Diplomaten dem Papst gegenüber darin, die Friedenstätigkeit des Vatikans genau zu verfolgen, in ihren Heimatländern bekanntzumachen und für deren Verwirklichung einzutreten. Eine leise Kritik klingt an, wenn der Papst sagt, der Friedenssache wäre in weiterem Umfang gedient, wenn die Vorschläge von „Populorum progressio“ und seine Aufrufe zur fortschreitenden und gegenseitigen Abrüstung, zur Errichtung eines Weltentwicklungsfonds „weniger schüchtern“ beantwortet würden. Die Gegenleistung des Papstes bestehe darin, die Diplomaten und die Situation ihrer Länder besser zu verstehen zu suchen sowie in seinem Beitrag für das sittliche und geistliche Wohl ihres Landes.

Der Rücktritt des Bischofs von Graz

Österreichs Katholiken rätseln nach wie vor um die Hintergründe des Rücktritts von *J. Schoiswohl*, Bischof von Graz-Seckau. Die Art und Weise, in der sich dieser Rücktritt vollzog, war tatsächlich sehr ungewöhnlich. Der Bischof empfing noch am späten Vormittag des 31. Dezember 1968 die Angestellten und Mitarbeiter des Grazer Ordinariates zur traditionellen Neujahrsgratulation, ohne daß er dabei seine Rücktrittsabsicht auch nur mit einem Wort erwähnt hätte. Mittags war bei Bischof Schoiswohl das Domkapitel zu Gast — ebenfalls eine überlieferte Gepflogenheit am letzten Tag des Jahres. Gegen Ende dieses Zusammenseins überraschte der Bischof seine engsten Mitarbeiter mit einer brisanten Nachricht. Er teilte mit, daß er den freien Entschluß gefaßt habe, zurückzutreten, daß der Papst sein Rücktrittsgesuch angenommen habe und daß er ab Mitternacht nicht mehr amtierender Diözesanbischof sei. Persönliche und andere Gründe seien dafür maßgebend gewesen.

Die Bestürzung des Domkapitels — von der Rücktrittsabsicht des Bischofs hatte niemand in der ganzen Diözese gewußt — ist kaum zu beschreiben. Vergeblich beschworen die Mitglieder

des Kapitels den Bischof, es müsse sich doch ein Ausweg finden lassen. Bischof Schoiswohl blieb bei seinem Entschluß. Er bat seine Mitarbeiter, bis zum Abend zu schweigen, und teilte gleichzeitig mit, daß das Domkapitel nach kanonischem Recht verfahren und einen Kapitelvikar wählen möge. Rom hatte also nicht, wie sonst üblich, den scheidenden Bischof für die Zeit der Sedisvakanz zum Administrator ernannt — ein Umstand, der in der Folge besonders gewagten Spekulationen Vorschub leistete. Am frühen Nachmittag des Silvestertages meldete Radio Vatikan den Rücktritt des Grazer Bischofs, die österreichische Nachrichtenagentur übernahm diese Meldung, die plötzlich den Zusatz „aus Gesundheitsgründen“ erhielt, und um 16 Uhr wurde die Nachricht zum erstenmal vom österreichischen Rundfunk ausgestrahlt. Zwei Stunden später begann im Grazer Dom die traditionelle Jahresschlußandacht, die gerade in diesem Jahr von Graz aus vom Rundfunk in alle Bundesländer übertragen wurde. Der Bischof, der selbst predigte, erwähnte mit keinem Wort seinen Rücktritt. Am nächsten Tag hatte er Graz bereits verlassen. Eine beispiellose Verwirrung war die